

Sonderdruck aus

Leviathan

Zeitschrift für Sozialwissenschaft

12. Jahrgang · 1984

Heft 3



Westdeutscher Verlag

Durch den Buchhandel nicht zu beziehen

Rezension

Johannes Weyer

Die Last der Vergangenheit – Neuere Publikationen zur Geschichte der deutschen Soziologie

1. Einleitung: Überblick über Entwicklung und Themen der Diskussion

Die Soziologie in der Bundesrepublik hat in den Jahren seit 1979 einen regelrechten ‚Boom‘ soziologiegeschichtlicher Arbeiten erlebt.¹ Ausgelöst durch eine Auseinandersetzung zwischen zwei führenden Repräsentanten des Faches, M. Rainer Lepsius und Helmut Schelsky, die sich vor allem um die Früh- und Vorgeschichte der bundesdeutschen Soziologie drehte, begann eine fiebrhafte Suche nach der Geschichte der Profession, die sich bis dahin fast als geschichtslos dargestellt hatte.²

1 Bereits Ende der 50er Jahre hatte es schon einmal, anlässlich des 50-jährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, einen ähnlichen Boom fachgeschichtlicher Reflexionen gegeben, der aber im Gegensatz zur gegenwärtigen Entwicklung ohne Auswirkungen auf die Forschung blieb und dadurch wenig detaillierte Kenntnisse über die Geschichte des Faches hervorbrachte. Doch wurden in dieser Zeit einige der bis heute vorherrschenden Fachstereotypen geprägt. Zur Soziologie in den 50er Jahren siehe ausführlich: Johannes Weyer, Die Entwicklung der westdeutschen Soziologie von 1945 bis 1960 in ihrem institutionellen und gesellschaftlichen Kontext, Berlin 1984.

2 Die bis dahin vorliegenden soziologiehistorischen Arbeiten hatten in ihrer Be-

Man kann diese Tendenzen mit Schelsky als Symptome „der geistigen Ermattung“³ der bundesdeutschen Soziologie interpretieren, doch ist Gert Schmidts – bereits 1974 formulierter – Hinweis sicherlich instruktiver, wenn er die „Reflexion auf die eigene Praxis“ als Konsequenz der „theoretischen und praktischen Unsicherheit der Soziologie“⁴ auffasst. In einer Situation, in der eine stark expandierte Profession immer weniger in der Lage ist, neue gesellschaftliche Entwicklungen zu erklären bzw. zukünftige zu prognostizieren, sondern statt dessen zum Rückzug aus der Wirklichkeit bläst – so etwa geschehen auf dem 21. Soziologentag 1982 in Bamberg –, ist es nur allzu verständlich, daß Geschichte aktuell wird, sei es in Form der Rückbesinnung auf den Pioniergeist der ‚Gründerjahre‘, sei es in Form der kritischen Reflexion damaliger Praxis aus historischer Distanz – mit der Absicht, aktuell verwendbare Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen.⁵

schränkung auf die Nachzeichnung geistesgeschichtlicher Prozesse (die ‚großen‘ Werke berühmter Soziologen) bzw. auf die klassisch gewordene Drei-Schulen-These (König, Schelsky, Frankfurt) kaum dazu beigetragen, ein differenziertes historisches Bewußtsein zu fördern. Siehe u.a.: Friedrich Jonas, Geschichte der Soziologie, 4 Bd., Reinbek/b. Hamburg 1973³ (Rowohlt); Joachim Matthes, Soziologie in der Bundesrepublik. Eine Bestandsaufnahme, in: Gegenwartskunde 1972, S. 217–243.

3 Helmut Schelsky, Zur Entstehungsgeschichte der bundesdeutschen Soziologie. Ein Brief an Rainer Lepsius, in: ders., Rückblicke eines ‚Anti-Soziologen‘, Opladen 1981 (Westdeutscher Verlag), S. 11–69, hier S. 41.

4 Gert Schmidt, Gesellschaftliche Entwicklung und Industriosozologie in den USA, Frankfurt/Main 1974 (EVA), S. 29.

5 Beide Momente – nostalgischer Rückblick in die 50er Jahre und Lernen aus der Geschichte – finden sich exemplarisch in Horst Kerns jüngster Publikation, Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze und Entwicklungslinien, München 1982 (Beck).

Bei der Suche nach der Geschichte stießen die beteiligten ‚Soziologie-Archäologen‘ sehr bald auf eine erstaunliche Anzahl von ‚weißen Flecken‘; der bis heute auffallendste ist die jahrzehntelang akzeptierte, nie aber ernsthaft nachgeprüfte Behauptung, daß es – so die herrschende Meinung – während des Faschismus in Deutschland (1933–1945) keine Soziologie gegeben habe. Aber auch die Nachkriegszeit wies Ungeheimheiten auf; insbesondere waren die Umstände der Re-Etablierung der westdeutschen Soziologie nach 1945 nur unzulänglich bekannt. In den letzten Jahren entstanden daher eine Reihe von Forschungsarbeiten (und es ist vorläufig kein Ende abzusehen), die in Verbindung mit autobiographischen Materialien, Quellensammlungen, soziologie-historischen Essays etc. allmählich das Mosaik-Bild der deutschen Soziologie vervollständigen.⁶

2. Sozialforschung von ihren Anfängen bis 1933

Der von der auf akademische Institutionalisierung fixierten Geschichtsschreibung erweckte Eindruck, bis in die 20er Jahre dieses Jahrhunderts habe es in Deutschland keine nennenswerte Soziologie gegeben, wird durch neuere Arbeiten vor allem über die praktisch-politisch orientierte Sozialforschung hinfällig; ja es wird deutlich, daß es in Deutschland eine lange Tradition empirischer Sozialforschung gibt, dieser Typ von Soziologie also vielfältigere Wurzeln hat, als die gängige These über die ‚Amerikanisierung‘ der westdeutschen Nachkriegssoziologie nach 1945 (verstanden als Import empirischer Soziologie) es vermuten läßt. Drei dieser Arbeiten sollen vorgestellt werden.

6 Es war unumgänglich, eine Auswahl aus den vorhandenen Publikationen zu treffen, die hier nur insofern gerechtfertigt werden kann, als in einer knappen Übersicht diejenigen Arbeiten vorgestellt werden sollen, die die Debatte entscheidend geprägt haben bzw. möglicherweise noch prägen werden.

a. Sozialwissenschaft im Obrigkeitsstaat: Irmela Gorges⁷ versucht, am historischen Beispiel des Vereins für Socialpolitik (VfS) dem oft behaupteten „Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Entwicklung und den Methoden der Sozialforschung“ (S. 3) nachzugehen. Sie zeigt das Interesse an der Linderung der ‚sozialen Frage‘ als ein wesentliches Motiv für die Begründung der Sozialforschung, die daneben ebenso auf eine gesellschaftliche Ent-Tabuisierung konfliktträchtiger Themen angewiesen war. Gorges‘ zentrale These lautet, daß „in liberalen Phasen deutliche Tendenzen zu einer politischen, in reaktionären Phasen zu einer wissenschaftlichen Zielsetzung der Sozialforschung festzustellen“ (S. 505) sind, die Entwicklung der Sozialforschung also eng mit der innenpolitischen Entwicklung korrespondiert. Der zyklische Verlauf politischer Prozesse führte jedoch – so Gorges – im Resultat zu einer zunehmenden Verwissenschaftlichung der Arbeit des VfS, so daß dieser schließlich ab der Jahrhundertwende eine „immer mehr eigenständige Entwicklung, abgehoben von den aktuellen gesellschaftspolitischen Schwankungen“ (S. 486) einschlug. Dieses ‚Abheben‘ der Sozialforschung interpretiert Gorges als breite Anpassung und Integration in die gesellschaftliche Entwicklung, ohne daß sie diese These jedoch hinlänglich begründen kann.

Das überwiegend beschreibende, kaum analysierende Verfahren, das Gorges praktiziert, zeigt hier seine Mängel, zumal das Kriterium ‚Innenpolitik‘ im Laufe der Darstellung an Triftigkeit sichtbar einbüßt (etwa hinsichtlich der Phaseneinteilung). Es wird zudem deutlich, daß das Material nicht für sich spricht und ohne tiefergreifende Analyse keine Erkenntnisse über gesellschaftliche Einflüsse auf die Forschung offenbart.

b. Betriebssoziologie im Dienste des Kapitals: Peter Hinrichs präsentiert in einer

7 Irmela Gorges, Sozialforschung in Deutschland 1872–1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik, Königstein/Ts. 1980 (Verlag Anton Hain).

Übersicht zur Geschichte der deutschen Arbeitswissenschaft⁸ eine Fülle von Material, das neben der Entwicklung des Faches zwischen der Jahrhundertwende und 1933 zugleich den engen Zusammenhang von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen aufzeigt. Hinrichs weist nach, daß die Arbeits- und Sozialwissenschaft des untersuchten Zeitraums den „Interessenstandpunkt des Kapitals“ (S. 103) vertrat und ihr Ziel in der „kapitaladäquateren Gestaltung des Arbeitsprozesses“ (S. 22) bestand. Die deutsche Variante des Versuchs, das vor allem in den 20er Jahren akute Problem der sozialen Rationalisierung zu lösen, unterschied sich dabei von der US-amerikanischen durch den stärkeren „Rückgriff auf die irrationalen Komponenten des ‚Arbeitsenergie‘“ (S. 122). Die zur Steigerung der Arbeitsfreude entwickelte Psychotechnik wurde somit – nach Hinrichs – zu „einer ideologischen Wegbereiterin des faschistischen Arbeitsethos“ (S. 231), dies vor allem durch die von ihr eingeleitete „metaphysische Wende in der deutschen Arbeitswissenschaft“ (S. 249). Auch das Modell der „faschistische(n) Betriebsgemeinschaft“ (S. 280) war von Arbeitswissenschaftlern der Weimarer Zeit bereits vorbereitet, so daß dieser Zweig der industriellen Sozialforschung nicht gleichgeschaltet zu werden brauchte (S. 300), sondern bruchlos in das System des Faschismus eingegliedert werden konnte.

Hinrichs Darstellung überzeugt durch empirische Gründlichkeit, mit der er vor allem die interessegebundene politische Funktion der Arbeitswissenschaft nachzuweisen sucht; eine bisher vernachlässigte Phase der Soziologiegeschichte ist damit der Diskussion zugänglich gemacht worden.

c. Der Fluch der Institutionalisierung: Horst Kern zeichnet in seiner jüngsten Publikation⁹ die Geschichte der empirischen

⁸ Peter Hinrichs, Um die Seele des Arbeiters. Arbeitspsychologie, Industrie- und Betriebssoziologie in Deutschland 1871–1945, Köln 1981 (Pahl-Rugenstein Verlag).

⁹ vgl. Anm. 5.

Sozialforschung von ersten Anfängen im 17. Jahrhundert bis heute nach. Der informative und als einführendes Lehrbuch konzipierte Überblick über die Geschichte des Faches bezieht dabei die „gesellschaftlichen Konstellationen“ als „Entstehungsbedingungen“ (S. 11) von Sozialforschung mit ein, was der Darstellung einen sehr lebendigen Charakter verleiht. Kern zeigt an verschiedenen Bruchstellen der Fachentwicklung den Zusammenhang zwischen der Entstehung von wissenschaftlichen Programmen und politisch-praktischen Bedürfnissen (S. 22 f., 180, 243 u.a.), zieht jedoch dann zur Erklärung der weiteren Entwicklung einer einmal aus gesellschaftlichen Konstellationen entstandenen Sozialforschung außerwissenschaftliche Faktoren kaum noch in Betracht. Kognitive und institutionelle Prozesse gewinnen so zusehends eine nicht erklärte Eigendynamik.

Diese „Verselbständigung“ (S. 251) der Forschung gegenüber der Praxis sieht Kern als einen „irreversiblen Prozeß“ (S. 208) an, der zu einer stetig zunehmenden Institutionalisierung der Sozialforschung führt. Kern formuliert – als Mitbeteiligter – deutlich sein „Unbehagen“ (S. 247) an dieser Entwicklung und bezweifelt, ob mit verstärkter Institutionalisierung der empirischen Sozialforschung auch tatsächlich ein kognitiver Fortschritt einhergehe (S. 246 f.). Er plädiert für eine Rückbesinnung und eine „Reorganisation“ (S. 272) der empirischen Sozialforschung, verstanden als Rückkehr zum „ganzheitliche(n) Problemverständnis“ (S. 275), das die Soziologie der 50er Jahre kennzeichnete, um so der empirischen Sozialforschung wieder „gesellschaftliche Wirksamkeit“ (S. 276) zu verschaffen.

Kerns Kritik am aktuellen Zustand des Faches steht recht zusammenhangslos neben der insgesamt gelungenen und bisher beispiellosen Darstellung der Geschichte der Sozialforschung. Der Nachweis, daß die von ihm bemängelten Entwicklungen *immanente* Resultate des Institutionalisierungsprozesses sind – dies könnte der Sinn einer Verknüpfung fachgeschichtlicher mit aktuell-kritischen Betrachtungen sein –, ist allerdings keineswegs erbracht, so daß Kerns Aufforderung, das „Rad der Wissenschaftsgeschichte

wieder zurückdrehen“ (S. 252), nicht (oder nur wenig) überzeugt. Zu kritisieren ist ferner der passagenweise aufzählende Charakter der Darstellung, die den inneren Zusammenhang der Analysen z.T. vermissen läßt. Kerns Ansatz, nur die Entstehungsprozesse von Wissenschaft als gesellschaftlich bedingt anzusehen, offenbart hier seine Mängel. Kritisiert werden muß auch der ‚Neuaufguß‘ der längst überholten Drei-Schulen-These (König, Schelsky, Adorno als schulbildende Figuren in den 50er Jahren), die für eine Geschichte der empirischen Sozialforschung deswegen besonders unergiebig ist, weil deren Leistungen im wesentlichen in außeruniversitären Institutionen vollbracht wurden.

d. Resümee: Die allesamt materialreichen Studien zur Frühgeschichte der deutschen empirischen Sozialforschung tragen – wenn auch in unterschiedlicher Weise – dazu bei, ein differenzierteres Bild der Fachgeschichte zu zeichnen und den gesellschaftlichen Kontext wie auch die politische Funktion von Soziologie als wichtige Momente der Fachentwicklung auszuweisen. Für die Überwindung der Geschichtslosigkeit der bundesdeutschen Soziologie bildet der Hinweis auf Traditionen, die über die vielbeschworenen geistigen ‚Väter‘ (König, Schelsky, Adorno) hinausreichen, einen wichtigen Schritt.

3. Soziologie und Faschismus

Die Brisanz der Befassung mit der Phase 1933–1945 ergibt sich daraus, daß trotz früher Hinweise von Schelsky und Heinz Maus die These von der Liquidierung der Soziologie durch den Faschismus jahrzehntelang zum Selbstbild der bundesdeutschen Profession gehört hatte.¹⁰ Aus dieser These ergibt sich als Konsequenz die Annahme

¹⁰ Helmut Schelsky, Lage und Aufgaben der angewandten Soziologie in Deutschland, in: Soziale Welt 1950/51, S. 3–14. Heinz Maus, Bericht über die Soziologie in Deutschland 1933 bis 1945, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1959, S. 72–99.

einer *Neubegründung* der westdeutschen Soziologie nach 1945; eine Kontinuität zwischen den beiden Perioden ist per Definition ausgeschlossen. Da die Behauptung aber kaum belegt worden war, mußte das Selbstbild der bundesdeutschen Soziologie mit dem Einsetzen gründlicher Quellenstudien wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Die beiden Publikationen, die an der Destruktion der Klischees und der Enttabuisierung des Themas ‚Soziologie und Faschismus‘ maßgeblich beteiligt waren, werden im Folgenden dargestellt.¹¹

a. Soziologie für den Faschismus: Die 1981 erschienene Sammelpublikation einer Göttinger Autorengruppe¹² kann für sich das Verdienst beanspruchen, das zuvor totgeschwiegene Thema ‚Soziologie und Faschismus‘ in einer Weise in die Debatte gebracht zu haben, die ein Übergehen des

Joachim Matthes, Soziologie ... (vgl. Anm. 2), S. 219. M. Rainer Lepsius, Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967, in: Günter Lüschen (Hrsg.), Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug (Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1979 (Westdeutscher Verlag), S. 25–70, hier S. 26 ff.

¹¹ vgl. auch: Sven Papcke, Die deutsche Soziologie zwischen Totalitarismus und Demokratie, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 17. Mai 1980 (B 20/80), S. 3–19. In diesem Beitrag wurde der Komplex erstmals in einer – gängige Klischees in Frage stellenden Weise – thematisiert.

Ein umfassender Überblick über die aktuelle Literatur- und Forschungslage zur Soziologie im Faschismus findet sich in meinem Aufsatz: Soziologie im Faschismus. Ein Literaturbericht, in: Das Argument 1984.

¹² Waltraud Bergmann, Wilfried Dittmar, Hardo Muggenburg, Michael Neumann, Winfried Robrecht, Hans-Joachim Strüder, Günter Warsawa, Soziologie im Faschismus 1933–1945. Darstellung und Texte, Köln 1981 (Pahl-Rugenstein-Verlag).

Komplexes wie auch des spezifischen Untersuchungsansatzes nicht mehr erlaubt. Die offenkundigen Mängel des Werkes wurden von den Autoren in Kauf genommen, um die Debatte durch eine „aufschließend(e)“ (S. 21), nicht abschließende Abhandlung anzuregen. Der etwas unter Pauschalierungen leidende Ansatz, nach sozialen Inhalten und politischer Funktion der Soziologie zu fragen, ist aus der Diskussion jedoch nicht mehr wegzudenken.

Die Autoren verfolgen das Ziel, an verschiedenen Arbeitsbereichen der Soziologie die „Existenz von Soziologie“ (S. 21) im Faschismus zu belegen und zudem auf die Kontinuität Weimarer Republik/Faschismus/Bundesrepublik hinzuweisen. Sie wollen damit darlegen, daß der Faschismus keineswegs wissenschaftsfeindlich war (S. 23), sondern Interesse an einer ‚speziellen‘ Soziologie zeigte, die sich als Herrschaftsinstrument einsetzen ließ. Die „bürgerliche Soziologie“, von den Autoren als ein Instrument „zur Bestandssicherung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft“ (S. 12) begriffen, konnte sich – so ihre These – während des Faschismus in radialer Form entfalten (S. 24).

Die Lektüre des Buches hinterläßt ein beklemmendes Gefühl beim Leser, der durch diese Publikation erstmals unmittelbar erfährt, daß Blut- und Boden-Mystik, Volksgemeinschaftsideologie, offener Rassismus etc. selbstverständliche Bestandteile der NS-Soziologie waren, der zudem sieht, wie sehr sich die Soziologie um die wissenschaftliche Legitimierung des NS-Systems und seiner Ideologie bemühte. Daß die von Bergmann et al. zitierten Fachvertreter (Hans Freyer, Gunter Ipsen, Karl Valentin, Müller u.a.) auch in der Nachkriegssoziologie keine Unbekannten waren, verstärkt diesen Eindruck. So wird die These, daß die Soziologie sich vor 1945 wie auch danach als Instrument der Herrschaftssicherung und der „sozialen Kontrolle“ (S. 22) bewährte, von der Autorengruppe durchaus plausibel gemacht. Zu kritisieren ist allerdings die z.T. schlechte Koordination der einzelnen Beiträge, die zu Wiederholungen führt. Am Aufbau des Buches ist zudem zu bemängeln, daß das Fazit bereits in der Einleitung zu finden ist;

ein die einzelnen Arbeitsergebnisse integrierendes und auf die Ausgangsthese zurückführendes Schlußkapitel fehlt. So entsteht der Eindruck, daß die inhaltlichen Ausführungen lediglich der Illustration einer a priori formulierten These dienen.

b. Stillstand oder Kontinuität?: Carsten Klingemanns Beitrag in dem von M. Rainer Lepsius herausgegebenen Sonderheft der Kölner Zeitschrift zur Soziologie 1918–1945¹³ greift die von der Göttinger Autorengruppe ausgebreitete Thematik auf und demonstriert in beeindruckender Weise, daß detailliertes Quellenstudium zur Widerlegung gängiger Fachstereotypen führen kann; die vor allem von Schelsky stets wiederholte Stillstandsthese – die These, daß die Soziologie sich vor 1933 durch mangelnde Produktivität faktisch bereits selbst liquidiert hatte – wird durch seine Ausführungen völlig widerlegt. Bezeugt wird nicht nur eine „Weiterexistenz“ (S. 273) der Soziologie nach 1933; sichtbar werden auch „Kontinuitätslinien ... von der Weimarer Republik über das Dritte Reich bis in die Bundesrepublik unserer Tage“ (S. 283).

Klingemann zeigt ferner, daß der „totale NS-Staat die Tendenz eines zunehmenden Bedarfs an wissenschaftlich fundierter Sozialtechnologie“ (S. 294) produzierte, dem entgegenzukommen die Soziologie durchaus bereit war. Durch diesen „Modernisierungsprozeß“ (S. 294) wurde – so Klingemann – die nach 1945 erfolgte Amerikanisierung der Soziologie erleichtert, weil damit Ansätze einer ‚modernen‘ empirischen Sozialforschung bereits entwickelt waren.

¹³ Carsten Klingemann, Heimatsoziologie oder Ordnungsinstrument? Fachgeschichtliche Aspekte der Soziologie in Deutschland zwischen 1933 und 1945, in: M. Rainer Lepsius (Hrsg.), Soziologie in Deutschland und Österreich 1918–1945. Materialien zur Entwicklung, Emigration und Wirkungsgeschichte (Sonderheft 23 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1981 (Westdeutscher Verlag), S. 273–307.

Die scharfsinnige Argumentation Klingemanns fällt – vor allem hinsichtlich der prononcierten Schlußfolgerungen – aus dem Kontext des Sammelbandes etwas heraus, dessen Herausgeber Lepsius nicht müde wird, die definitorische Ausklammerung der während des Faschismus betriebenen Soziologie als „anti-soziologisch“¹⁴ zu wiederholen, auch wenn er, im Gegensatz zu früheren Ausführungen¹⁵, erstmals selbst auf die Existenz einer Soziologie im Faschismus hinweist.

c. Resümee: Die Publikationen der letzten Jahre haben dazu geführt, daß die Thematik ‚Soziologie und Faschismus‘ nicht mehr tabuisiert wird. Da die Aufdeckung des politischen Charakters und der Konformität der damaligen Soziologie auch Auswirkungen auf das heutige Selbstverständnis des Faches hat, entstand – getragen vor allem von Schelsky – eine neue (Gegen-)Strategie der Verharmlosung und Geschichtglättung. Es kristallisierte sich als neuer Topos der Rehabilitation der NS-Soziologen deren nachträgliche Umdichtung zu verkappten Marxisten und heimlichen Widerstandskämpfern heraus, wie es in dem erwähnten Sammelband etwa Hans Linde praktiziert, der aus persönlichen Erinnerungen „die Nähe der Leipziger Soziologie zu Marx“¹⁶ nachzuweisen versucht. Besonders bedenklich erscheint jedoch das maßgeblich von Schelsky initiierte Unternehmen, „sich produktiv auf diese Traditionen (zu

beziehen“ und dadurch „die heutige Soziologie zu fördern“¹⁷, also kognitive Orientierungen der damaligen Zeit wieder in den heutigen Fundus der Soziologie einzubringen. Hier deutliche Gegenakzente zu setzen und mit klaren Fakten gegen das vordringende konservative (Soziologie-)Geschichtsbild anzugehen, bleibt Aufgabe einer kritischen Forschung.

4. Westdeutsche Soziologie nach 1945

Es ist nach den bisherigen Ausführungen bereits absehbar, daß eine Neubewertung auch der Entwicklung nach 1945 unumgänglich war, weil die Unhaltbarkeit der klischeehaften ‚Nullpunkt‘- oder ‚Neuanfangs‘-These zusehends deutlich wurde. Die Lepsius-Schelsky-Kontroverse hat hier als Auslöser gewirkt und die Punkte aufgezeigt, an denen die Geschichte der westdeutschen Soziologie noch ungeschrieben war; damit hat sie für die weitere Forschung orientierenden Charakter gehabt.

a. Die Lepsius-Schelsky-Kontroverse: Der 1979 publizierte Beitrag von M. Rainer Lepsius (vgl. Anm. 10)¹⁸ steht noch ganz im Zeichen der traditionellen Fachgeschichtsschreibung. Die überblickshafte Darstellung

¹⁷ Horst Baier, Redebeitrag, in: Gab es eine ‚Leipziger Schule‘ der Soziologie und Sozialphilosophie?, Arbeitstagung der Fritz-Thyssen-Stiftung am 29./30. April 1982 in Aachen. Diese Tagung war auf Betreiben Schelskys zustande gekommen, der für Diskussionsthemen und Teilnehmerauswahl wie auch die spezifische Neuorientierung gegen die Köln-Mannheimer-Geschichtsinterpretation verantwortlich zeichnet.

¹⁸ Entfällt.

¹⁹ Vgl. auch den im gleichen Sammelband veröffentlichten Aufsatz von F. Tenbruck, der trotz seiner erkonservativen fachpolitischen Schlußfolgerungen interessante Thesen zum Komplex ‚Amerikanisierung der Soziologie‘ enthält: Friedrich Tenbruck, Deutsche Soziologie im internationalen Kontext. Ihre Ideengeschichte und ihr Gesellschaftsbezug, S. 71–107.

¹⁴ M. Rainer Lepsius, Die Soziologie der Zwischenkriegszeit: Entwicklungstendenzen und Beurteilungskriterien, in: ders., Soziologie in Deutschland und Österreich (vgl. Anm. 13), S. 7–23, hier S. 19.

¹⁵ M. Rainer Lepsius, Die Entwicklung der Soziologie (vgl. Anm. 10), S. 28.

¹⁶ Hans Linde, Soziologie in Leipzig 1925–1945, in: M. Rainer Lepsius, Soziologie in Deutschland (vgl. Anm. 13), S. 102–130, hier S. 123. Vgl. auch Schelskys Reinigung des Freyer-Bildes: Die verschiedenen Weisen, wie man Demokrat sein kann. Erinnerungen an Hans Freyer, Helmut Plessner und andere, in: ders., Rückblicke (vgl. Anm. 3), S. 134–159.

legt den Schwerpunkt auf die Geschichte der akademischen Institutionen und Lehrstühle sowie auf theoriegeschichtliche Traditionen; Lepsius wiederholt die Schulenthese (wenn auch in leichter Modifikation mit fünf Schulen) ebenso wie traditionelle Fachstereotypen, etwa die These der „Auflösung der Soziologie“ (S. 26) durch den Nationalsozialismus und die entsprechende Behauptung der „Neubegründung“ (S. 31) der (west-)deutschen Soziologie nach 1945. Das Hauptverdienst dieser – starr auf die akademische Soziologie fixierten – Darstellung ist der Versuch einer Phaseneinteilung, die die wesentlichen Abschnitte zweifellos richtig beschreibt und so späteren, fundierten Recherchen vieles erleichtert hat.

Lepsius interpretiert die Zeit von 1945–1949 als Phase der Wiederbelebung der Soziologie, in der institutionelle Weichenstellungen vollzogen wurden, ohne daß damit jedoch eine „inaktliche Prägung“ (S. 30) der Soziologie verbunden war. Die eigentliche Neubegründung habe erst in der Phase 1950–1955 stattgefunden, als sich die „Gründungskonstellation“ (S. 43) etablierte und ein Prozeß der raschen Institutionalisierung der Soziologie sich vollzog. Das Jahr 1959 stellt in der weiteren Entwicklung eine Zäsur insofern dar, als die „Nachkriegsgeneration“ (S. 44) die Gründergeneration abzulösen begann. Den nächsten Einschnitt sieht Lepsius 1967/68, als die Soziologie durch die politischen Ereignisse in eine „Krise“ geriet und ihr ihre „Schwäche an Analysekraft“ (S. 54) deutlich vor Augen geführt wurde.

Helmut Schelsky stellt anhand von persönlichen Erinnerungen in einem erstmals 1980 publizierten Brief an Lepsius²⁰ dessen Thesen wie auch dessen methodischen Ansatz in Frage. Er wirft Lepsius „eine universitär professionell und prüfungsmäßig verengte Auffassung von ‚deutscher Soziologie nach 1945‘“ (S. 52) vor; sie führe dazu, daß wesentliche Sparten des Faches wie auch wichtige Repräsentanten unberücksichtigt blieben. Die gravierendste der von

Schelsky kleinlichst dokumentierten Auslassungen sei jedoch die falsche Einschätzung der Rolle der empirischen Sozialforschung (z.B. vertreten durch die Sozialforschungsstelle Dortmund), deren Bedeutung für die Entwicklung des Faches bei weitem größer gewesen sei als interne Querelen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) (S. 42, 44). Schelsky weist hiermit wie auch mit der Nennung der Gewerkschaften als Initiatoren sozialwissenschaftlicher Forschung auf andere Spektren des Praxisbezuges als Lepsius.

Die von Lepsius mit dem Jahr 1959 markierte Zäsur läßt Schelsky ebenfalls nicht gelten, da er aus seiner Perspektive den Stellenwert der DGS als Indikator für die Fachentwicklung bestreitet. Vielmehr hätten sich entscheidene Entwicklungen bereits im Verlauf der 50er Jahre vollzogen, in der von der älteren Generation dominierten DGS aber erst später ihren Reflex gefunden (S. 59, 62 f.).

Schelskys von erstaunlicher Offenheit geprägten Ausführungen haben gewiß auch die Funktion der persönlichen Rechtfertigung, wurde er doch von Lepsius nicht nur wegen seiner Rolle in der Nachkriegssoziologie, sondern auch wegen seines Verhältnisses zum Faschismus attackiert.²¹ Die oft polemische und ihre totalitarismustheoretische Fundierung nicht verleugnende Replik geht jedoch über die Zurückweisung vermeintlicher Verleumdungen und die Erklärung von Jugendsünden (S. 33 ff.) insofern hinaus, als sie – teils bekannte, teils in ihrer Pointierung neue – Thesen hinzufügt, in denen zwar wiederum von der Belanglosigkeit des akademischen Faches Soziologie vor 1933 die Rede ist (S. 25), zugleich aber auf die Existenz einer lebhaft betriebenen empirischen Soziologie während des Faschismus hingewiesen wird (S. 20).

Es zeigt sich an diesem Beispiel die große Bedeutung von ‚Augenzeugenberichten‘ für die Rekonstruktion der Fachgeschichte; die produktive Spannung zwischen Lehrstuhlgeschichte (Lepsius) und persönlichen Er-

innerungen (Schelsky) macht die Kontroverse zwischen den beiden Repräsentanten des Faches zu einer Fundgrube für die aktuelle Soziologiegeschichtsschreibung.

b. Exkurs – Autobiographische Dokumente: In letzter Zeit wurden eine Reihe von aus persönlicher Sicht angefertigten Berichten über die Geschichte der Soziologie publiziert, die das Bild der Entwicklung wesentlich plastischer gestalten. Erwähnt seien hier die von Mathias Greffrath aufgezeichneten Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern, in denen sich die erdrückende Realität jener spiegelt, die nicht zu den „Emigrationsgewinnler(n)“ (S. 9) gehörten.²² Auch René Königs Autobiographie²³ bietet trotz ihres „demonstrativen Ich-Bezug(s)“ und ihrer „altersabgeklärte(n)“²⁴ Darstellungsweise viele wichtige Hinweise auf die in seiner persönlichen, politischen und wissenschaftlichen Sozialisation angelegten Gründe für seine antifaschistische Position, die in den Auseinandersetzungen des von Alt-Faschisten in den 50er Jahren angezettelten „Bürgerkrieg(s) in der Soziologie“²⁵ ihresgleichen suchte. Informativ bezüglich der Amerikanisierung der westdeutschen Soziologie ist

ebenfalls ein persönliche Eindrücke dokumentierender Aufsatz von Theodor W. Adorno, in dem er beschreibt, wie er durch seine praktischen Erfahrungen in den USA zu einem Verfechter wie auch einem Kritiker der empirischen Sozialforschung wurde.²⁶ Auch der knappe Rekurs von Hans Paul Bahrtdt auf die Motive, die ihn und seine Kollegen in den 50er Jahren dazu bewegten, „den elfenbeinernen Turm der Universität“²⁷ zu verlassen und „in ein Industriegebiet“²⁷ zu ziehen, soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Soziologiegeschichtsschreibung wäre ohne solch lebendige Geschichten auf die ‚trockenen‘ sogenannten Fakten angewiesen, die über damalige Motivationen, Einschätzungen etc. der Beteiligten weniger aussagen als die persönliche Erinnerung.

c. Sozialforschung als Beitrag zur Humanisierung: Wenn Wolf Lepenies 1981 behauptete: „Die Geschichte soziologischer Organisationen ... bleibt noch weitgehend zu schreiben“²⁸, so ist diese Aussage inzwischen insofern zu relativieren, als mit den Arbeiten von Rolf Schellhase²⁹ und Josef Hülsdünker (vgl. nächster Abschnitt) inzwischen Fallstudien zu wichtigen außer-

22 Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern, aufgezeichnet von Mathias Greffrath, Reinbek/b. Hamburg 1979 (Rowohlt).

23 René König, *Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Autobiographie*, München, Wien 1980 (Hanser-Verlag).

24 So Horst Kern, *Empirische Sozialforschung* (vgl. Anm. 5), S. 304.

25 Kurt Stegmann von Pritzwald an Gunter Ipsen, Brief vom 2.5.1951, in: *Archiv der Sozialforschungsstelle Dortmund*. Siehe dazu ausführlich: Johannes Weyer, *Der Bürgerkrieg in der Soziologie. Die westdeutsche Nachkriegssoziologie zwischen Amerikanisierung und Restauration*, in: S. Papecke (Hrsg.), *Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland, Darmstadt 1984* (Wissenschaftliche Buchgemeinschaft).

26 Theodor W. Adorno, *Wissenschaftliche Erfahrungen in Amerika*, in: Wolf Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, 4. Bd., Frankfurt/Main 1981 (Suhrkamp Verlag), Bd. 1, S. 299–336.

27 Hans Paul Bahrtdt, *Die Industriesoziologie – eine „spezielle Soziologie“?*, in: Gert Schmidt, Hans-Joachim Braczyk, Jost von dem Knesebeck (Hrsg.), *Materialien zur Industriesoziologie* (Sonderheft 24 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen 1982 (Westdeutscher Verlag), S. 11–16, Zitat S. 14.

28 Wolf Lepenies, *Einleitung. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität der Soziologie*, in: ders. (Hrsg.), *Geschichte ...*, (vgl. Anm. 26), S. XXVI.

29 Rolf Schellhase, *Die industrie- und betriebssoziologischen Untersuchungen der Sozialforschungsstelle an der Univer-*

20 Helmut Schelsky, *Zur Entstehungsgeschichte* (vgl. Anm. 3).

21 Siehe Lepsius, *Die Entwicklung* (vgl. Anm. 10), S. 55.

universitären Forschungsinstituten der 50er Jahre vorliegen, die ein Gegengewicht zur traditionellen Lehrstuhlsgeschichte liefern.

Ausgehend von aktuellen Diskussionen über die gesellschaftliche Relevanz der Soziologie und das Programm ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘, formuliert Schellhase das Ziel, nicht nur einen Beitrag zur Rekonstruktion der Fachgeschichte zu leisten, sondern dies unter der spezifischen Fragestellung nach dem ‚potentiellen ‚Humanisierungsbeitrag‘‘ (S. 20) der Industrie- und Betriebssoziologie (abg.: IBS) der 50er Jahre zu tun. Er orientiert sich dabei am – von Gerd Schmidt und Klaus Düll entwickelten – Konzept der Rethematisierung, das ‚die Beziehungen zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen, Problemen und spezifischen Interessen und der thematischen Anlage und Durchführung empirischer Forschungen aufzuzeigen versucht‘ (S. 28).

Nach einem knappen Abschnitt über institutionelle Struktur und Entwicklung der Sozialforschungsstelle Dortmund (abgek.: SFSD) referiert und analysiert Schellhase die wichtigsten Studien dieses wohl bedeutendsten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts Europas in den 50er Jahren, wobei jeweils ein kurzer historischer Vorspann die Einordnung erleichtert und die These illustrieren soll, ‚wie sehr die Forschungsstelle unmittelbar in gesellschaftliche Prozesse eingebunden war‘ (S. 230). Der Autor stellt es als Charakteristikum der SFSD heraus, daß sie sich bemühte, die Arbeitsverhältnisse ‚aus der Sicht des Arbeiters‘ (S. 310) zu schildern, daß jedoch die Interpretation der ermittelten Fakten ‚normativ an der Ideologie der Sozialpartnerschaft‘ (S. 303) orientiert war, wobei man sich nicht scheute, diesem Ideologem widersprechende Fakten gewaltsam umzuinterpretieren.

Die Widersprüchlichkeit der IBS dieser Zeit zeigt sich beispielsweise deutlich am

Fortsetzung Fußnote 29

sität Münster (Sitz Dortmund) in den fünfziger Jahren. Ein Beitrag zur Geschichte der institutionalisierten Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland, Münster 1982 (Lit-Verlag).

Auseinanderklaffen von sozialreformarischem Anspruch und tatsächlicher Praxis, die oft ausschließlich ‚sozialtechnische Handlungsvorschläge zur Integration der Arbeiter und zur Intensifikation der Arbeit, zur Steigerung der Produktivität‘ (S. 314) hervorbrachte. Auffällig ist – so Schellhase – bereits die ausschließliche Orientierung auf das Management als Adressaten von Veränderungsvorschlägen. Obwohl die Forschungsergebnisse also nicht im gewerkschaftlichen Sinne ‚aufbereitet‘ wurden, kann Schellhase auf die Ambivalenz hinweisen, daß in der Fülle von Informationen ‚über die Realität des kapitalistisch bestimmten Produktionsprozesses‘ (S. 318) durchaus ‚nicht nur ‚Herrschaftswissen‘, sondern auch potentielles ‚Gegenmachtswissen‘‘ (S. 319) stecke – ein Potential, das die Gewerkschaften jedoch nicht nutzen konnten, weil ihnen die wissenschaftliche Infrastruktur fehlte.

An der sehr informativen und eine große Lücke in der bisherigen Fachgeschichtsschreibung schließenden Arbeit Schellhases ist vielleicht zu bemängeln, daß die Vermittlung zwischen gesellschaftlichen Problemlagen und den Forschungsaktivitäten der SFSD nicht immer überzeugend gelingt. Wenn es z.B. im Hinblick auf die Steinkohlenkrise heißt, es erscheine ‚fast selbstverständlich oder gar notwendig, daß sich die SFS ... dem Bereich des Steinkohlenbergbaus zuwendet‘ (S. 77), so ist dieser Ansatz etwas verkürzt. Möglicherweise könnte eine stärkere Berücksichtigung der institutionellen Entwicklung – als vermittelnder Faktor zwischen dem gesellschaftlichen und dem kognitiven Bereich – helfen, solche Verkürzungen zu vermeiden.

d. *Versozialwissenschaftlichung gewerkschaftlicher Politik*: Josef Hülsdünker untersucht in seiner Arbeit über das Wirtschaftswissenschaftliche Institut des DGB (abgek.: WWI)³⁰ den ‚unerforschten Komplex‘ der

30 Josef Hülsdünker, Praxisorientierte Sozialforschung und gewerkschaftliche Autonomie. Industrie- und betriebssozio-

‚Herausbildung der organisatorischen Verknüpfung von Wissenschaft und Gewerkschaften‘ (S. 28 f.). Insbesondere will der Verfasser die Frage klären, ob das gewerkschaftliche Interesse an der Soziologie zu einer inhaltlichen Veränderung der Forschung führte und ob die Soziologie zur ‚Armierung der Arbeitnehmerorganisation im Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen‘ (S. 29) beigetragen habe.

Ein ausführlicher methodischer Vorspann bietet einen Überblick über Stand und Probleme der wissenschaftssoziologischen, -theoretischen und der gewerkschaftstheoretischen Diskussion und entwickelt zugleich das methodische Instrumentarium des Autors; Leitfaden der Untersuchungen bildet der in Anlehnung an Frank Deppe formulierte Widerspruch von Autonomie und Integration, wobei Hülsdünker davon ausgeht, daß der Autonomieanspruch der Gewerkschaften die ‚Versozialwissenschaftlichung‘ (S. 75) ihrer Politik zur notwendigen Voraussetzung habe. Die auf dieser Grundlage geschriebene spannende Geschichte des WWI beschreibt die institutionelle Entwicklung der gewerkschaftsnahen Soziologie im Spannungsfeld gesellschaftlicher und innergewerkschaftlicher Auseinandersetzungen – mit dem Resultat der ‚Zähmung der Gewerkschaften‘ (S. 360) und der Entmachtung der Agartz-Gruppe. Hülsdünker analysiert dabei die jeweiligen Rückwirkungen auf den Forschungsprozeß und kommt zu dem Ergebnis, daß ein enges Bedingungsverhältnis zwischen dem ‚vorherrschenden Praxisverständnis gewerkschaftlicher Politik‘ (S. 581) und den Möglichkeiten autonomieorientierter Wissenschaft besteht.

An den zwei Phasen der Entwicklung des WWI macht er dies deutlich: Von der Gründung 1946 bis zum Anfang der 50er Jahre hatte das WWI die Funktion einer ‚Stabsstelle‘ (S. 122) für die Gewerkschaftsspitze,

Fortsetzung Fußnote 30

logische Beiträge des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts des DGB zur Versozialwissenschaftlichung der Gewerkschaftspolitik von 1946–1956, Münster 1983 (Lit-Verlag).

welche eine autonomieorientierte Politik verfolgte. Das WWI leistete in dieser Phase mit einer Vielzahl von Studien vorwiegend zur gewerkschaftlichen Betriebspraxis einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer eigenständigen gewerkschaftlichen Politik und hatte – so Hülsdünkers Einschätzung – ‚entscheidenden Anteil‘ (S. 565) an den Erfolgen der Gewerkschaften. Mit Beginn der politischen Restauration zu Beginn der 50er Jahre und den Versuchen, die Gewerkschaften zu spalten, änderte sich dieses Verhältnis zwischen Gewerkschaftsspitze und WWI. Die in die Gewerkschaften und in das WWI hineingetragene Polarisierung und die sukzessive Aufgabe des Autonomieanspruches seitens der Gewerkschaftsführung hatten eine Entfremdung zwischen dieser und dem WWI zur Folge, die sich auf den Thematisierungsprozeß innerhalb des WWI entscheidend auswirkte. Die ehemalige Betriebsorientierung (als Ausdruck der auf Praxis zielenden Forschung) wurde weitgehend aufgegeben zugunsten einer Befassung mit übergreifenden Problemen, womit das WWI zunehmend zum Kritiker der gesellschaftlichen Restauration wie auch der integrationistischen gewerkschaftlichen Politik wurde. So ist es nur verständlich, daß schließlich auch diese ‚letzte zentrale Bastion autonomieorientierter Gewerkschaftspolitik ‚geopfert‘‘ (S. 560) wurde.

Hülsdünker hat mit seiner Fallstudie an einem – bisher kaum bekannten – Beispiel demonstriert, daß wissenschaftliche Entwicklung auch von gesellschaftlichen Interessenkonstellationen abhängig ist. Die empirische Gründlichkeit und der theoretische Problemhorizont der Studie erweisen sich als ausgesprochen ertragreich für eine detaillierte Geschichte der Soziologie.

e. *Computerisierung der Drei-Schulen-These*: Eine der wohl unergiebigsten Neuerscheinungen über die westdeutsche Soziologie bildet Heinz Sahnens Werk ‚Theorie und Forschung‘³¹, dessen Anliegen es ist, die ‚forschungsleitende Funktion von metatheoretischen Regeln und theoretischen Modellen zu ermitteln‘ (S. 3, vgl. auch S. 1, 23, 47, 128). Der Verfasser untersucht dies anhand der Indikatoren ‚Dissertationen‘ und

,Veröffentlichungen in Periodika', wobei er sich thematisch und methodisch an der problematischen Drei-Schulen-These orientiert. Die äußerlich aufwendigen EDV-Analysen leisten jedoch nicht mehr, als die bekannten Fachstereotypen zu reproduzieren. Das Fazit – die Existenz einer durch drei Schulen gekennzeichneten paradigmatischen Struktur der bundesdeutschen Soziologie (S. 222) – ist identisch mit den Voraussetzungen der Analyse. Die von Sahner präsentierten Erkenntnisse – etwa die Einsicht, „daß generell eine individuelle Vorliebe für die eigenen Hypothesen besteht“ (S. 225) – werden die Diskussion um die Fachgeschichte wohl kaum vorantreiben.

f. Perspektivlosigkeit bürgerlicher Soziologie: Ähnlich problematisch ist Horst Holzers jüngste Publikation³², die die These zu illustrieren versucht, daß sich alle bisherigen Theoriendebatten der bundesdeutschen Soziologie um ein relativ konstantes „Grundthema“ (S. 12) drehten. Anhand der Debatten auf den Soziologentagen 1974 und 1976 kommt Holzer zu dem Schluß, daß in den Diskussionen „nichts (herauskam), was man nicht schon vorher wußte“ (S. 101); dies vor allem deshalb, weil die Mißachtung der einzig produktiven Alternative – des Historischen Materialismus – schließlich zur „perspektivlosen Selbstbespiegelung“ (S. 49) führte. Zu kritisieren ist Holzers „abstrakt-negatorisch(e)“ (S. 56) Gegenüberstellung von bürgerlicher und marxistischer Soziologie, die sich die qualitative Argumentation erspart. Dem Historischen Materialismus – als ‚Meßlatte‘ an die bürgerliche Soziologie angelegt – hält keiner der referierten Ansätze stand, ein Ergebnis, das man sich freilich schon vor der Lektüre des Buches hätte ausrechnen

31 Heinz Sahner, *Theorie und Forschung*. Zur paradigmatischen Struktur der westdeutschen Soziologie und zu ihrem Einfluß auf die Forschung, Opladen 1982 (Westdeutscher Verlag).

32 Horst Holzer, *Soziologie in der BRD*. Theorienchaos und Ideologieproduktion, Frankfurt/Main 1982 (Verlag Marxistische Blätter).

können. Auch die ungeprüfte Verwendung üblicher Fachklischees wie der Stilllegung der Soziologie durch den Faschismus (S. 10) zeigt die Unergiebigkeit der Holzerschen Ausführungen.

g. Resümee: Es ist offensichtlich geworden, daß die Ansätze unproduktiv sind, die die Soziologiegeschichte einfach in vorgefertigte Schablonen pressen. Dort, wo empirisch geforscht wurde, sind die größten Fortschritte erzielt worden. Dennoch gibt es in der Soziologiegeschichte über die Zeit nach 1945 immer noch etliche Lücken, besonders bezüglich der praktischen Nutzung von Wissenschaft im politischen und wirtschaftlichen Bereich. Der von Schellhase und Hülsdünker eingeschlagene Weg, die Soziologie auf ihre praktische Wirkungspotenz hin zu untersuchen, wäre ebenso wie detaillierte Studien über Anwendungsfelder der Soziologie ein erfolgversprechender Ansatz zur Analyse der – häufig problematisierten – Frage der gesellschaftlichen Relevanz der Soziologie. Damit könnte die Soziologiegeschichte ihrerseits ihren Nutzen für die aktuelle Fach-Diskussion beweisen.

5. Exkurs: Lepenies' Textsammlung

In der chronologischen Gliederung meines Aufsatzes ist die von Wolf Lepenies herausgegebene Zusammenstellung von Texten zur Geschichte der Soziologie³³ nirgends subsumierbar, deren Anliegen es ist, „das Schwergewicht der Soziologiegeschichte auf die Institutionengeschichte des Faches (zu) verlagern“ (S. XXVII). Diese bisher einzigartige Textsammlung ist sehr anregend und hat zudem den Charakter eines informativen Nachschlagewerkes.

Diskutiert werden soll hier allerdings das Auswahlkriterium der Texte. Die besondere Betonung der französischen Soziologie begründet Lepenies mit fachpolitischen Interessen (S. II); andere Akzentuierungen wä-

33 W. Lepenies, *Geschichte ...* (vgl. Anm. 26).

ren sicherlich denkbar gewesen (etwa die Thematisierung des Komplexes ‚Soziologie und Faschismus‘). Wichtiger ist jedoch die wissenschaftstheoretische Begründung: Lepenies, der das „gesellschaftliche Milieu“ (S. IV) von Theorieproduktion zur Sprache bringen will, versteht unter „soziale(n) Faktoren im Prozeß der Wissenschaftsentwicklung“ (S. VIII) lediglich den „institutionelle(n) Kontext der Theorieproduktion“ (ebd.), wobei er häufig eine weitere Einschränkung auf die universitäre Soziologie vornimmt. Aufschlußreich für diese Blickverengung ist bereits das Sachregister: Unter dem Stichwort ‚angewandte Sozialforschung‘ (Bd. IV, S. 343) findet sich lediglich ein einziger Hinweis, unter ‚praktische Soziologie‘ (Bd. IV, S. 344) deren zwei. Diese implizite Reduktion gesellschaftlicher Bedingtheit von Wissenschaft auf akademische Institutionalisierung³⁴ scheint die Auswahl des Materials geprägt zu haben, wenn auch die Texte selbst zum Teil wesentlich weitergehende Schlußfolgerungen über die von Lepenies ausgeklammerte ‚gesellschaftliche Identität‘ der Soziologie zulassen. Vom Ansatz her besteht bei Lepenies damit die Gefahr, daß Institutionalisierungsprozesse – deren Bedeutung für die Wissenschaft nicht bestritten werden soll – als letzte, nicht mehr befragbare soziale Ursache wissenschaftlicher Entwicklungen erscheinen und so den Blick auf die ihnen zugrundeliegenden Interessenkonstellationen etc. versperren.³⁵

6. Leistungen und Defizite der bisherigen Soziologiegeschichte

Mein knapper Überblick über die Entwicklung der soziologiegeschichtlichen Diskussion der letzten Jahre zeigt, daß einige der ‚weißen Flecken‘ von der Soziologie-Landkarte verschwunden sind. Obwohl damit

34 Die außeruniversitäre Sozialforschung kommt nur da in den Blick, wo sie von ‚großen‘ Soziologen (z.B. Paul F. Lazarsfeld) betrieben wurde.

35 Vgl. die in diesem Punkt äußerst instruktiven Ausführungen Hülsdünkers.

eine Reihe von Erkenntnissen hinzugewonnen wurde, steht das mühsame Geschäft mit der Einzelfallstudie sowie die Weiterentwicklung der Soziologiegeschichte zu historisch verstandener Wirkungsforschung noch aus.³⁶ Der Beitrag der einzelnen Werke zu diesem Erkenntnisfortschritt ist unterschiedlich. Auffällig ist der verbreitete Konsens, daß Wissenschaftsentwicklung als gesellschaftlich bedingt zu verstehen ist, wobei die Ansichten über die konkrete Ausprägung dieses Bedingungsverhältnisses weit auseinandergehen. Auf der einen Seite finden sich oft plakative Thesen über den kapitalismusakuten Charakter bürgerlicher Soziologie; auf der anderen Seite steht die Reduktion gesellschaftlicher Faktoren auf rein akademische Institutionalisierungsprozesse, wobei das zentrale Motiv für die fachgeschichtlichen Reflexionen häufig das Unbehagen über den gegenwärtigen Zustand des Faches darstellt.³⁷ Es zeigt sich darin deutlich, daß Soziologiegeschichte keine

36 Daß die Flut der Publikationen vorläufig nicht abreißen wird, zeigen folgende, kürzlich erst erschienene bzw. angekündigte Titel: Otto Neuloh, *Sozialforschung aus gesellschaftlicher Verantwortung*, Opladen 1983 (Westdeutscher Verlag); Urs Jaeggi et al., *Geist und Katastrophe. Studien zur Soziologie im Nationalsozialismus*, Berlin 1983 (Wissenschaftlicher Autoren-Verlag); Sven Papcke (Hrsg.), *Ordnung und Theorie* (vgl. Anm. 25); Heft 1–2/1984 der *Sozialen Welt* mit Beiträgen von Margit Bartsch/Helmuth Schuster, Dirk Käsler, Erhard Stöting, Johannes Weyer u.a. zur Geschichte der Soziologie.

Abzuwarten bleibt der Ertrag der von Schelsky initiierten Projekte zur Rekonstruktion/Rehabilitation der Leipziger Schule, die auf der Thyssen-Arbeitsstagung (vgl. Anm. 17) diskutiert wurden.

37 Vgl. auch Gert Schmidt, *Der Soziologe als Apotheker oder Funktionär? Probleme anwendungsbezogener Forschung in der Industriesoziologie*, in: Heine von Alemann, Hans Peter Thurn (Hrsg.), *Soziologie in weltbürgerlicher Absicht*,

bloß antiquarisch-sammelnde Tätigkeit ist, sondern stets unter aktuellen (fach-)politischen Interessen geschieht.

Betrachtet man diesen Stand der Debatte, so ist im Vergleich mit den vorangegangenen Jahrzehnten eine erhebliche Politisierung der fachinternen Reflexion zu verzeichnen, die sich thematisch an der Zuwendung zu so brisanten Problemen wie der praktischen Nutzung von Sozialforschung in den 50er Jahren (als Instrument der Integration der Arbeiterschaft) oder zum Komplex ‚Soziologie und Faschismus‘ festmachen läßt. Die Ursache dieser Politisierung liegt heute darin, daß in einer Phase zunehmender Unsicherheit der Profession bei unklaren Entwicklungsperspektiven³⁸ eine Standortbestimmung der Soziologie ohne historische Analyse Gefahr läuft, von kurzfristigen Tagesereignissen geblendet zu bleiben.

Das heutige Selbstverständnis des Faches Soziologie scheint immer stärker von der

Klärung zentraler Fragen der Fachgeschichte abhängig zu werden. Anders ist es kaum zu erklären, daß der soziologiegeschichtliche ‚Boom‘ so lange andauert und sich eine große Zahl von Protagonisten des Faches in der Debatte engagiert. Zugleich wird immer wieder deutlich, wie wenig die Vergangenheit des Faches bislang aufgearbeitet ist und auf wie dünnem Fundament das Selbstverständnis der Profession basiert.³⁹ Wenn man den Beginn der 80er Jahre als einen Wendepunkt in der Entwicklung der bundesdeutschen Soziologie interpretiert, an dem auch eine theoretische Neu- bzw. Umorientierung erfolgt, so wird erklärlich, warum mit solcher Vehemenz um die Fachtraditionen und das anzueignende und aktuell umzusetzende Erbe der Disziplin gestritten wird. Es wird sich zeigen, ob Königs Befürchtung berechtigt ist, daß in der gegenwärtigen Phase der gesellschaftlichen Restauration auch in der Soziologie die ‚alten Geister‘ wiederkehren.

Fortsetzung Fußnote 37

Festschrift für René König zum 75. Geburtstag, Opladen 1981 (Westdeutscher Verlag), S. 217–228; sowie Friedrich H. Tenbruck, Die unbewältigten Sozialwissenschaften, in: ebd., S. 359–374.

38 Die Orientierungskrise des Faches – folgt man der Argumentation von Hans Jürgen Krysmanski et al. – hat u.a. ihre Ursache darin, daß die in den 70er Jahren erfolgte Institutionalisierung der Soziologie eng mit den sozialreformerischen und sozialpolitischen Intentionen der SPD/FDP-Regierung verknüpft ist, die Aufkündigung dieses ‚Paktes‘ zwischen regierender Sozialdemokratie und reformerischer Sozialwissenschaft in Form der Beschreibung neuer – sprich: konservativer – Krisenlösungsstrategien folglich auch ein-

schneidende Konsequenzen für die institutionelle Struktur und die kognitive Verfassung des Faches haben wird. Siehe dazu: Die Krise des Sozialstaats und die Soziologie. Thesen zum Soziologentag 1982 in Bamberg unter dem Titel ‚Krise der Arbeitsgesellschaft?‘, von einer Arbeitsgruppe am Institut für Soziologie der Universität Münster (Leiter: H. J. Krysmanski), in: Blätter für deutsche und internationale Politik 1982 (Heft 9), S. 1122–1129.

39 Siehe etwa Königs verspätete ‚Abrechnung‘ mit Schelsky: Die alten Geister kehren wieder ... , Helmut Plessner zum 90. Geburtstag am 4. September 1982, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1982, S. 538–548.